

XVI.

Christophs Feldzug.

In einer Mittelstadt des preussischen Staates ward, wie in der ganzen Monarchie, der im Jahre 1813 erschallende Aufruf zum Kriege gegen Napoleon mit Jubel empfangen. Alle Jünglinge, die sich zum Feldzuge tüchtig fühlten, eilten zu den nächsten Fahnen, um freiwillig, zu Fuß oder zu Pferde, zu kämpfen. Aeltern und Bräute jammereten: doch einstimmig ehrten sie den Muth der Braven, die für des bedrängten Vaterlands Freiheit ihr Leben wagen wollten.

Nur im Hause des reichen Bierbrauers Malz war man anders gesinnt. Christoph, der erstgeborene Sohn, ein derber Bursch von zwanzig Jahren, den die ganze Stadt wegen seiner Wohlbeleibtheit den dicken Töffel nannte, hatte nicht die geringste Lust, von den mütterlichen Fleischtöpfen zu scheiden und sich bleierne Pillen in den Leib jagen zu lassen. Seine werthen, ebenfalls standesmäßig breiten Aeltern billigten diese Abneigung vollkommen. „Ich hasse die Franzosen;“ krächzte mit fetter Stimme der Vater: „Es sind Weinschläuche, verschmähen den edlen Gerstensaft, und brächten's wohl endlich dahin, daß kein ehr-

licher deutscher Bürgermann einen Krug Bier mehr bezahlen könnte. Aber dennoch ist mir unser Sohn zu lieb, als daß ich ihn dazu hergeben sollte, das fremde Volk nach Hause zu heßen.“

„Nein, um Gottes willen, nein!“ schrie die Mutter, und schloß ihr liebes Töffelchen in die Arme.

„Ein Mann, ein Wort: du behältst ihn!“ sagte der Vater. Wir dürfen das aber nicht an die große Glocke schlagen; wir müssen vielmehr thun, als wäre Christoph ganz toll und veressen darauf, mit in den Krieg zu ziehen, und hätt' uns gepeinigt, ihn trefflich auszurüsten und beritten zu machen. Morgen ist Rosßmarkt; da kauf' ich das schönste Pferd, das ich bekommen kann, und du, Frau, gehst heute noch in den Tuchladen, und kaufst zur Montur das feinste Tuch, das zu haben ist. Darüber entsteht Aufsehen; es wird in allen Häusern davon gesprochen; man lobt unsern guten Bürgerinn, unsere Vaterlandsliebe. Nun aber muß unser Hausdokter, von uns gestimmt und bestochen, allenthalben herumgehen und sagen: ich begreife nicht, was Herr Malz denkt. Er will mit aller Gewalt seinen Sohn ins Feld schicken, aber der arme Mensch hat eine so schwache Brust, daß er die Kriegsstrapazen nicht acht Tage aushalten kann. Ich fühle mich als Hausarzt verpflichtet, den guten Leuten dringend vorzustellen, daß sie ihren kränklichen Sohn, der doch keine Heldenthaten verrichten kann, unnütz aufopfern würden. — Nach dieser Einleitung stellt uns der Doktor über Christophs Untüchtigkeit ein Attestat aus, und verbreitet in der ganzen Stadt: wir hätten uns entseßlich gesträubt, es anzunehmen.“

Frau und Sohn lobten diesen Plan, und er ward ausgeführt.

Schon des folgenden Tages zeigte sich Christoph auf einem prächtigen Schimmel und rief jedem Bekannten zu: „Seht, das ist mein Dienstpferd! Ich denke, manchen Franzosen damit niederzureiten.“ — Gutmüthige Saalbader priesen weitschweifig seinen Heldenmuth. Andere, die den feigen und bequemen Burschen kannten, lächelten schweigend.

Als er aber einige Tage weidlich geprahlt, der Arzt indessen seine Rolle gespielt und den Schutzbrief gegen Schwerter und Kanonen ausgefertigt hatte, begab sich der Braumeister damit auf's Rathhaus, legte ihn der Obrigkeit vor, und beklagte sehr, daß dieser ärztliche Ausspruch seinem Sohne die Hände binde, das Schwert für's Vaterland zu ziehen. Das bedauerte der Magistrat gleichfalls und die Sache war abgemacht.

Die muthigen Jünglinge flogen zum Kampfe. Christoph hielt sich nach ihrem Abzuge einige Tage verborgen, um keine Spottreden über sich zu veranlassen. Der Arzt posaunte indessen von Haus zu Haus: der junge Mensch sey vor Kummer halb wahnsinnig, daß er nicht, wie seine jungen Mitbürger, zum Schwerte greifen könnte.

Nach Verlauf einer Woche schlich Christoph wieder aus seinem Versteck hervor, besuchte mit matten Schritten die Nachbarn und klagte ihnen seine vorgebliche Noth. Man antwortete ihm hier und da: es sey allerdings sehr verdrießlich, einen so wichtigen Feldzug hinter dem Ofen machen zu müssen.

Er hielt sich ungefähr einen Monat ganz eingezogen. Dann aber schien es ihm, es sey Gras genug über seine Feigheit gewachsen, und er könne die Larve der Kränklichkeit ohne Bedenken von sich werfen. Er besuchte nun wieder einen öffentlichen Lustgarten, wo sich die angesehensten Bürger der Stadt Abends versammelten. Sonntags brach

ten sie ihre Frauen und Kinder mit, und die erwachsenen Mädchen vergnügten sich mit allerhand Spielen. Töffel dachte: ich bin jetzt Hahn im Korbe und werde bei den jungen Schönen mein Glück machen. Die Mädchen hatten sich auch wirklich schon zu Gunstbezeugungen vorbereitet. Sie hängten ihm, als er sich dahlend in ihrem Kreise herumdrehte, ein halbes Duzend Hasenschwänzlein unvermerkt hinten ans Kleid, und die Gassenbuben erhoben ein Jubelgeschrei, als sie ihn mit diesen Verdienstorden nach Hause gehen sahen.

Er nahm das schöne Geschenk als einen höflichen Spaß auf, und ließ sich dadurch nicht abschrecken, den Lustgarten ferner mit seiner Gegenwart zu beehren.

Als er sich eines Tages wieder dort blicken ließ, ward er von den losen Mädchen aufgefordert, ihnen die neuesten Kriegsbegebenheiten zu erzählen, weil er doch, wie sie sagten, gewiß im Geiste mitsechte, und immer die frischesten Nachrichten von der Armee erhalte. Er war einfältig genug, den Stich nicht zu fühlen, sondern versicherte treuherzig, er wisse kein Wort davon. Auch mit andern Geschichten, die man von ihm verlangte, konnte er nicht dienen. „Nun so will ich eine Novelle zum Besten geben,“ sagte des gelehrten Cantors schelmische Tochter. Man setzte sich um sie her, und sie begann:

„Ein mächtiger Löwe, der eine große Waldwüste beherrschte, gerieth mit einem Gränznachbar, einem eben so gewaltigen Thierkönig, in Unfrieden und beschloß, ihn zu bekriegen. Sein Feldmarschall, ein alter Bär, erhielt Befehl, das Kriegsheer zu versammeln und zum Einfall ins Reich des Feindes zu ordnen. Das soll geschehen, brummte der graue Held, und Euer tapferes Volk wird siegen. Nur die Hasen, die verdammten feigherzigen Hasen — müssen

wir zu Hause lassen. Die Wichte halten nicht Stand, und bringen durch ihre Flucht das ganze Heer in Unordnung. — Ho! ho! das sollen sie wohl bleiben lassen! sagte der König. Ordnet vor und hinter ihnen eine Schaar Wölfe, und befehlt diesen, jeden Schuft, der davon läuft, auf der Stelle zu zerreißen.

Dieses Gebot behorchte ein wohlgenährter Kammeler, der feigste seines Geschlechts. Zitternd faßte er sogleich den Entschluß, seine Haut in Sicherheit zu bringen. Er lief windschnell über hundert Meilen, bis er in eine von Menschen bewohnte Gegend kam. Da sah er am Wege ein großes Haus; es war ein Brauhaus. Er hoffte darin eine Freistätte zu finden. Das Thor stand offen, er lief hinein, versteckte sich hinter ein ungeheures, im Hofe stehendes Faß, und hielt sich da hungernd und durstend einige Tage verborgen. Eines Morgens aber erblickten ihn zwei Brauknechte, schlugen ihn todt, und er ward zum Festschmaus für die rohen Gesellen an den Spieß gesteckt. Zu gleicher Zeit kehrte das Kriegsvolk seiner Heimath nach einem kurzen, glücklichen Feldzuge mit Lorbeern heim, und sogar seine Brüder, die Hasen, wurden mit Ehren empfangen, weil sie, aus Furcht vor dem Rachen der Wölfe, in Reih' und Glied ausgehalten hatten.“ —

Diesmal erkannte sich der Pinsel denn doch als das Häschen der Fabel, und verließ mit einem sauern Gesichte den Garten. Ein brausendes Gelächter, wie man es sich wohl in kleinen Städten erlaubt, schallte ihm nach.

Seitdem enthielt er sich der Gartenbesuche, und ging überhaupt wenig aus, weil ihn jedermann wunderlich ansah oder wohl gar ins Gesicht lachte. Am Ende zog er sich ganz wie eine Schnecke in sein Haus zurück. Aber auch diese Maßregel schützte ihn nicht vor Pasquillen, die

des Nachts an seine Hausthür geheftet wurden. Vater Malz ergrimmete höchlich darüber, ohne jedoch seinen geliebten Sohn von dergleichen Unbilben retten zu können.

So standen die Sachen noch in den ersten Tagen des Monats April 1814, als die erfreuliche Nachricht von der am 31. März erfolgten Einnahme der Stadt Paris das Land durchflog. Da sprang dem Alten ein glücklicher Gedanke in den Kopf. „Höre, Mutter!“ sprach er zu seiner Frau: „es ist höchst nöthig, unsern von der ganzen Stadt verspotteten Sohn wieder zu Ehren zu bringen, und es zeigt sich jetzt eine gute Gelegenheit, daß er sich ohne die geringste Gefahr an die Armee anschließen kann. Ganz Frankreich ist nun in den Händen der Preußen und ihrer Bundesgenossen; Christoph kann also nach Paris reisen, ohne daß ihn ein Hund anbellt. Kommt er mit Gottes Hülfe dort glücklich an, so meldet er sich bei dem Feldmarschall und bittet um Einstellung in ein Regiment. Die wird man dem hübschen Jungen mit Freuden gewähren. Er verrichtet dann vielleicht einen Wachdienst, kehrt nach sechs oder acht Wochen glorreich mit der Armee zurück, und wird, wie seine Kameraden, mit Jubelgeschrei und Lorbeerkränzen empfangen.“

„Weißt du aber auch gewiß, daß ihm in dem gefährlichen Paris nichts Schlimmes begegnen kann?“ fragte die ängstliche Mutter.

„Was soll ihm begegnen?“ sagte der Vater. „Die Franzosen sind auf's Haupt geschlagen; sie mucken nicht.“

Christoph ging nun, sorgfältig eingemantelt und mit Lebensmitteln reichlich versehen, mit der Post ab, und erreichte bei erwünschtem Wohlseyn die französische Gränze. Aber einige Meilen hinter derselben verließ ihn sein Schutzgeist. Ein Trupp bewaffneter Bauern hielt den Postwa-

gen an und fragte nach Stand und Namen der Reisenden. „Ich bin preussischer Soldat!“ sagte Christoph stolz und legte die Hand an den Säbel. „Gebt das Ding her!“ riefen lachend die Bauern: „Ihr seyd unser Gefangener!“ — Da half nun weder Troß noch Bitte; er ward entwaffnet und ins Gemeindehaus des nächsten Dorfes geführt, wo man ihn einschloß und bewachte. Dabei bewirthete man ihn so nachlässig und unerfreulich, daß ihm nur der wüthendste Hunger die vorgesezten Speisen einnöthigen konnte.

Zum Glück dauerte diese verdrießliche Gefangenschaft nur einige Tage. Dann bewirkte die indessen eingetretene vollständige Waffenruhe seine Entlassung. Aber das ihm abgenommene Reisegeld erhielt er nicht wieder. Er mußte sich in seine Vaterstadt zurückbetteln, und ward, als er dort ganz abgehungert einzog, weidlich ausgelacht. Das war seiner Bequemlichkeit und Feigheit gerechter Lohn.